



Allerl. Blatt.

Nr. 10.

Samstag

den 5. März

1831.

In
solemnnes Ferdinandi V. et Mariae Annae Carolinae nuptias.

DeCVs . reLlGlo . VenVstas!

hls . trlbVs . DonIs.

Dos . eCqVa.

Larglor?

Joannes Gabriel Seidl. Prof.

Die Tage in der Wüste.

Während des Generals Desaix Zug nach Ober-Ägypten fiel ein junger Soldat aus der Provence in die Hände von Mogrebins, welche mit ihm den Wüsten hinter den Nilsfällen zuweiteten, und nicht eher ausruhten, als bis sie von den Franzosen weit genug entfernt waren, um sorglos der Ruhe genießen zu können. Bei einem Brunnen, den Palmen beschatteten, lagerten sie sich, und holten einige Vorräthe hervor, die sie Tags vorher eingegraben. Nachdem sie einige Datteln gegessen und ihren Rossen Gerste gegeben hatten, legten sie sich schlafen, ohne sich weiter um den gebundenen Gefangenen zu bekümmern.

Kaum aber sah sich der kühne Provenzale nur von Schlummernden umgeben, als er mit den Zähnen einen Säbel aufrastete; und so — indem er die Klinge noch zwischen die Knie stemmte — leicht die Bande an seinen Händen durchschnitt; nun war er frei! Einen Karabiner, Pulver, Blei, Datteln und Gerste zusammenraffen, einen Säbel umschnallen und auf flüchtigem

Rosse enteilen, war das Werk eines Augenblickes. Voll Ungebuld, bald einen französischen Posten zu erreichen, spornte er den müden Renner, bis das edle Thier mit zerrissenen Flanken leblos zusammenstürzte und mitten in der Wüste den Franzosen sich selbst überließ. Nachdem dieser mit dem Eifer eines flüchtigen Galeerensclaven eine geraume Weile durch den Sand fortgewatet, konnte er vor Ermüdung kaum weiter, so freundlich auch der kühle Nachthimmel herniederfunkelte; — noch vermochte er eine Anhöhe zu gewinnen, deren Palmkronen ihm schon von Weitem wie ein Hafen der Erhöhung zugelächelt. Seine Mattigkeit war so groß, daß er ohne Weiteres einen einzeln stehenden Granitblock zu seinem Feldbett erkohr und die Sicherheit seines Schlummers der Obhut seines Glückes anheimstellte. Sein letzter Gedanke war Arue; er wünschte, noch bei den irrenden Kindern der Wüste zu seyn.

Die Strahlen der Sonne, welche heiß auf sein Steinlager niederbrannten, weckten ihn; er hatte sich östlich von den hohen Palmen niedergelegt. Er sah die schlanken Bäume an und seufzte, denn er gedachte

der glatten, mit Blätterknäusen geschmückten Arabersäulen im Dom zu Arelas. Von den Palmen schweifete sein Blick rings umher, und die wildeste Verzweiflung ergriff seine Seele. So weit sein Blick reichte, wogte das unbegrenzte Meer von weißem Sande, der blendend im Sonnenschein glitzerte, so daß man kaum wußte, ob von einem Eisfeld oder einer Wasserfläche die erstickende Hitze aufwiebelte. Ueber dem schwanken Boden glänzte hell der afrikanische Himmel und ließ der Einbildung keinen Spielraum für die Hoffnung. Himmel und Erde ein Glanz! Die Stille einzsumher war von einer wilden und schrecklichen Erhabenheit; der unermessliche Raum erdrückte die Seele des Verlassenen. Kein Wölkchen am Himmel, kein Wehen in der Luft, kein fester Punkt auf dem Sandmeer, der Horizont scharf abgeschnitten.

Der Provenzale umfaßte den Stamm einer Palme wie den Leib eines Freundes. Im Schirm des scharfgezeichneten Schattens begann er zu weinen, indem er mit tiefer Trauer die trostlose Umgebung betrachtete. Er rief, als wollte er die Einöde herausfordern, doch seine Stimme starb in den Schluchten des Hügel's ohne ein Echo zu wecken. Aber der Wiederhall lebte in seinem eigenen Herzen. Der Provenzale zählte zwei und zwanzig Jahre, — er spannte den Carabiner.

»Es ist immerhin Zeit!« sprach er, und stemmte den Befreier auf den Boden. Indem seine Blicke rings auf dem Blau und Weiß umherschweiften, träumte er von Frankreich. Mit Vergnügen gedachte er der Gäßchen von Paris, vor seinem innern Auge standen die Städte, welche er gesehen, die Gestalten seiner Kriegsgenossen und die kleinsten Vorfälle seines Lebens. Sein lebhafter Geist führte ihn in seine theure Provence zurück, er sah den grünen Teppich der Fluren, durchweht mit Frühlingsblumen, über der heißen, blendenden Sandfläche im Farbenspiel der schwellenden Hitze.

Er entfloh dieser grausamen Täuschung und stieg an der andern Seite des Hügel's herab. Zu seiner größten Freude entdeckte er dort eine Höhle, geformt von den ungeheuren Granitblöcken, aus denen die Unterlage des Hügel's bestand. Die Ueberreste einer Matte zeugten von frühern Bewohnern. Ganz nahe dabei gewahrte er Palmen mit Datteln, und nun erwachte die Lebenslust neu in der jungen Seele; er hoffte so lange auszuharren, bis Beduinen des Weges kämen, oder, vielleicht! der Donner der Kanonen ihm die Nähe der Franzosen verkündete.

Neubelebt von dem Gedanken warf er einige von den Früchten herab, unter deren Last sich die Zweige bogen, und der Geschmack des ungehofften Manna

überzeugte ihn, daß sein Vorfahr in der Grotte die Palmen treulich gepflegt habe. Seine Verzweiflung war auf einmal in eine fast ausgelassene Lustigkeit verwandelt; er stieg rüstig auf die Höhe des Hügel's und brachte den Nest des Tages damit zu, eine der unfruchtbaren Palmen, welche in der vorigen Nacht sein Dach gebildet, zu fällen, denn dunkle Erinnerungen sprachen ihm von den Raubthieren der Wüste, die Nachts zu den Quellen der Däsen kämen, und er wollte mit dem Baum seine Höhle verkrümmeln. Aber trotz seiner angestregten Mühe konnte er sein Werk nicht vollenden, und mußte sich mit dem Trost begnügen, für den Tag wenigstens den Stamm gefällt zu haben, der bei Einbruch der Nacht mit solchem Getöse niederstürzte, daß der Franzose, wie Unheil ahnend, erbehte.

Doch bald beraubte er, wie ein lachender Erbe, den gefällten König der Wüste seiner grünen Blätterkrone, um damit sein Lager zu bestreuen, auf das er sich dann sorglos niederstreckte, denn seine Kraft, den Tag über gewaltig von der Furcht angespannt, hatte gänzlich nachgelassen. Gegen Mitternacht ward sein tiefer Schlummer plötzlich gestört; er glaubte, halbträumend, ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Er richtete sich empor; die tiefe Stille umher ließ ihn genau die wildkräftigen Athemzüge eines Wesens unterscheiden, das kein menschliches seyn konnte. Ein furchtbares Grausen, das Kind des Dunkels, der stillen Einsamkeit und der aufgeregten Furcht, packte sein Herz mit eisigen Krallen. Sein Haar sträubte sich empor, indem er, die Augen gewaltsam aufreißend, im Schatten einen schwachen, gelben Doppelschein wahrte. Er schrieb Anfangs den Glanz einem Widerschein seiner eigenen Blicke zu, aber nach und nach entwickelten sich beim Abglanz des gestirnten Himmels die Gegenstände und er sah ein Ungethüm, das zwei Schritte von ihm sich gelagert hatte. War es ein Löwe, ein Tiger, ein Krokodil? der gute Provenzale war zu unwissend, um von diesen allen mehr als die Namen zu kennen, und so fühlte er eben zugleich auch die Furcht vor allen. So lauschte er, ohne sich zu nähern, in qualvoller Erwartung den sonderbaren Athemzügen. Eine Ausdünstung, schärfer als die eines Fuchses, erfüllte die Höhle, und dieß überzeugte den Armen zu seinem höchsten Schrecken vollkommen von dem Daseyn seines entsetzlichen Schlafgesellen, dessen Königstiß er vielleicht eingenommen. Nun warf auch noch der aufsteigende Mond seine Strahlen in die Höhle und beleuchtete das getigerte Fell eines Panthers.

Der ägyptische Leu schlummerte, hingestreckt wie ein großer Hund auf seinem friedlichen Lager unter einem Thorweg. Die Augen waren wieder geschlossen, doch das Gesicht noch zu dem Franzosen hingewendet.

Tausend Gedanken wirbelten verwirrt durch die Seele des Gefangenen. Er wollte den Unhold erschleßen, aber er hatte keinen Platz, die Waffe zu brauchen, — und, wenn er erwachte! Er erstarrte bei dem Gedanken. — Durch die Stille vernahm er das Schlagen seines eigenen Herzens und verfluchte den Andrang des aufgejagten Blutes, dessen Wallungen den Feind erwecken konnten, ehe er ein Mittel der Rettung gefunden. Zweimal zuckte die Hand nach dem Säbel, aber die Schwierigkeit, das glatte und feste Fell zu durchhauen, hielt ihn von dem gewagten Versuch ab. Das Mißlingen hieß hier sicherer Tod. Er zog einen ehrlichen Kampf vor, und entschloß sich, den Tag zu erwarten.

Der Tag ließ ihn nicht lange mehr harren, und der Franzose konnte den Panther genauer betrachten. Er hatte blutgefärbte Lefzen.

„Er hat gefressen!“ dachte er, ohne sich darüber zu beunruhigen, ob der Schmaus aus Menschenfleisch bestanden; »beim Erwachen wird er keinen Hunger spüren.«

Das Ungethüm war ein Weibchen, ein Pantherthier *); der Bauch und die Weichen glänzten in hellem Weiß. Um die Tazen zogen sich, wie gesammelte Armbänder, schöne dunkle Streifen; der starke Schweif war ganz weiß, oben mit schwarzen Ringen umzogen. Die glatte, weiche Decke, gelb wie mattes Gold, führte jene rosenförmigen Flecken, welche die Panther vor den andern Gewaltigen des Raßengeschlechtes unterscheiden.

Die ruhige, doch furchtbare Herrinn der Höhle schnarchte ganz gemüthlich fort, indem sie anmuthig wie ein Käßchen auf einem Sophasissen, da lag. Der Kopf mit den langen, Silberfaden gleichen Barthaaren ruhte auf den vorgestreckten, nervigen Tazen, deren scharfe Krallen noch von Blut triefen. Wenn sie so in einem Käfig gelegen, der Provenzale hätte sicherlich die Anmuth des Thieres bewundert und die lebhaften Gegensätze der Farben, welche ihm ein königliches Ansehen gaben; aber in diesen Augenblicken fühlte er nur Grausen und Entsetzen. Das Pantherthier, selbst im Schummer, lehrte ihn den Zauber verstehen, mit welchem der Klapperschlange magnetische Blicke den flatternden Kolibri anziehen. Der Muth des Soldaten wankte hier vor der Gefahr, indeß er gewiß vor den feuerspeienden Geschüßen sich gesteigert hätte. — Bald aber tagte es in seiner Seele, der erwachte Muth trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne, und

wie ein Mann, der auf dem Gipfel des Unglücks dem Tode, herausfordernd, trotz, faßte er den Entschluß, seine Rolle in dem Trauerspiel dieses Abentheurers ehrenvoll zu Ende zu spielen.

„Vorgestern hätten mich doch die Araber vielleicht erschlagen!“ dachte er.

Sich bereits als todt betrachtend, erwartete er mit gespannter Neugier das Erwachen des Pantherthiers. Als die Sonne ganz heraufkam, öffnete es plötzlich die Augen; dann streckte es gewaltig die Tazen und reckte sich, indem es gähnend die furchtbaren Zähne und die rauhe Zunge wies.

„Sie gehabt sich wie ein Kammerkäzchen!“ . . . dachte der Franzose, indem er die anmuthigen und koketten Wendungen des geschmeidigen Thiers beobachtete.

Es leckte das Blut von den Tazen und Lefzen und strich sich mit dem niedrigsten Anstand die Haare glatt.

„Gut, machen Sie Ihre Toilette,“ sprach der Franzose zu sich selbst, indem er mit dem Muth auch seine Lustigkeit wieder fand: »jetzt werden wir uns gleich guten Morgen wünschen!« — Er zog einen kurzen Dolch, welchen er einem Beduinen genommen. In diesem Augenblicke gewahrte das Pantherthier den Fremdling und betrachtete ihn unbeweglich, der vor dem niederschmetternden, strengen Glanz der Metallaugen erbebte, besonders als es sich näherte. Doch der unerschrockene Soldat ließ es ganz nahe kommen, indem er ihm zärtlich in die Augen blickte, dann begann er es mit der größten Freundlichkeit und verletztem Ausdruck, als beschäftigte er sich mit der schönsten Frau, vom Kopfe an über die Wellenlinien des gelben Rückens herab zu streicheln.

Das Pantherthier schlängelte behaglich den Schweif, und seine Augen gewannen viel Freundlichkeit; als der Franzose zum drittenmal die eigennützigte Schmeichelei wiederholte, fing es an, sein Vergnügen ungefähr wie eine spinnende Rake auszudrücken, nur das die gewaltigen Töne, gleich dem verhallenden Orgelspiel in einer Kirche, in der Grotte wiederklangen. Der Provenzale erkannte den Erfolg seiner Schmeicheln und verdoppelte sein Bemühen, die Königin der Einöde zu betäuben und zu verwirren; als er endlich glaubte, die Wildheit seiner sonderbaren, zum Glück nicht hungrigen, Gesellschafterrinn bezähmt zu haben, wollte er aus der Höhle schlüpfen.

Das Thier ließ ihn ungehindert gehen, doch kaum war er auf der Spitze des Hügel, als es in leichten Sätzen ihm nachsprang und sich mit einem Raßbuckel an seinen Knien rieb; dann betrachtete es ihn ohne den gewöhnlichen wilden Ausdruck der Augen und ließ das Geschrei hören, welches die Naturforscher mit dem kreischenden Rauschen einer Säge vergleichen.

*) Nach Analogie des Wortes „Thier“ in der Jägersprache, erlaubt man sich hier, dem Ausdruck Pantherthier den Begriff des weiblichen Geschlechtes ausschließlich unterzulegen.

»Sie wird zubringlich!« rief der Franzose lächelnd.

Er versuchte, mit den Ohren zu spielen, ihm den Bauch zu streicheln und den Kopf stark mit den Fingern zu krauen. Als er den Erfolg wahrnahm, kitzelte er den Schädel mit der Dolchspitze, um gelegentlich hineinzu stoßen, aber der harte Knochen ließ ihm an dem Gelingen verzweifeln.

Die Sultänin der Wüste erkannte die Verdienste ihres Sclaven an, indem sie den Kopf erhob, den Hals ausstreckte, und durch ihre ruhige Lage die größte Behaglichkeit ausdrückte. Der Soldat sah ein, daß er, um sie mit einem Streich zu fällen, der wilden Prinzessin den Dolch durch die Gurgel stoßen müßte. Er hob schon den Stahl, als das Pantherthier sich plötzlich zu seinen Füßen niederschmiegte und ihm von Zeit zu Zeit Blicke zuwarf, in denen, neben der angeborenen Wildheit, ein dunkelgefühltes Wohlwollen nicht zu verkennen war.

(Der Beschluß folgt.)

V o r z u g

des

Krainischen von dem Russischen und Serbischen

von den

Russen und Serben selbst anerkannt.

Eines Volkes Ruhm hängt größtentheils an seiner Muttersprache: sie ist der Landesherr Fuhrwerk; über sie muß man schärfer halten, für ihre Reinigkeit mehr eifern, als für der zartesten Braut Ehre.

Herder.

Unterzeichnetem warf während des Laibacher Congresses P. L. . . aus einem der berühmtesten fürstlichen Geschlechter Rußlands vor, daß das Krainische eine verdorbene slavische Mundart ist. In einem so heiklichen Punkte, wie Herder es oben sagt, angegriffen, erwiderte ich zwar bewegt, doch mit der einem solchen Angreifer gebührenden Ehrfurcht: »Erlauben mir, Ihre Durchlaucht! als Antwort einige Fragen zu wagen. Welche slavische Mundart ist die allereinste? Nicht wahr, die der Cyrillischen Bibelübersetzung?« Fürst: »Kein Rasse wird es bezweifeln.« Ich: »Diese Mundart lebt als Volkssprache in keinem Lande mehr. Die Frage also ist: Welche jetzt noch übliche Mundart der Slaven muß für die am wenigsten verdorbene gelten? Nicht wahr, diejenige, welche der bibel slavischen am näch-

sten kommt?« Fürst: »Das erkennt sich von selbst.« Ich: »Nun wie heißt die Kuh im Russischen?« Fürst: »korova.« Ich: »Und wie im Bibel slavischen?« Fürst: »krava.« Ich: »Im Krainischen auch krava. Ich: Wie heißt die Milch im Russischen?« Fürst: »moloko.« Ich: »Und wie im Bibel slavischen?« Fürst: »mleko.« Ich: »Im Krainischen auch mleko. Ich: Wie heißt der Kopf im Russ.?« Fürst: »golova.« Ich: »Und wie im Bibel slavischen?« Fürst: »glava.« Ich: »Im Krainischen auch glava.« So ging es mit Pferd, Cyrillisch und Krainisch konj, Russisch loshad, mit Hund, C. und K. pel, K. lobaka, und weiter fort. Der Fürst erkannte die größere Bibelähnlichkeit des Krainischen als des Russischen an, und gab sich gefangen.

Wie der russische Fürst im Frühjahr 1821, so ließ im Spätjahre 1820 dem Krainischen Gerechtigkeit widerfahren, Dimitar Krestizh, serbischer Archimandrit des Fruska-Gorischen Klosters Kruschedol in Sirmien, zwischen Karloviz und Mitroviz, in einem Abendgespräche mit mir auf meiner Reise nach Belgrad, oder vielmehr Semlin, weil Zeitverhältnisse es wehrten, mich nach Belgrad selbst kommen zu lassen. Archimandrit: »Wie heißt die Brücke im Krainischen?« Ich: »Molt.« Archimandrit: »Nicht zhuprija, wie im Serbischen? Versteht der gemeine Mann in Krain das Wort molt?« Ich: »Jeder, zhuprija hingegen Niemand.« Archimandrit: »Wie heißt der Nachbar im Krainischen?« Ich: »Soled.« Archimandrit: »Nicht komlhija, wie im Serbischen? Versteht der gemeine Krainer das Wort soled?« Ich: »Jeder, komlhija hingegen Niemand.« Archimandrit: »O ihr glücklichen Krainer! Bei euch versteht also jeder Bauer und jede Bäuerinn, was bei uns nur einige Gelehrte, nämlich wie man bei uns gelehrt seyn kann.« Auch in Rußland nennt man das Bibel slavische, oder, was eins ist, das Krainische: hochslavisch, erhabene Sprechart, hohen Styl. — Zum Schluß eine Anekdote, welche im Stande ist, jedem gebildeten Fremden Achtung für unser Krainisch einzustößen. Dem seligen Weihbischef Ricci zu Laibach, sagte in früherer Zeit, der berühmte Italiener und Kaiserliche Hofdichter Metastasio, in einer vornehmen Gesellschaft zu Wien: Ich höre so viel Schönes von der Krainischen Sprache, daß ich wünsche, ein Krainisches Lied singen zu hören. Ricci singt ihm ein Einhartisches vor. Metastasio war ganz Ohr. Als Ricci ausgefungen, sprach Metastasio: »Kein Laut Ihres Liedchens hat meine Ohren beleidiget.« So erzählte es Ricci selbst dem Unterzeichneten.

S.